



Walter Scheffler

Leben und Werk



Herausgegeben 1976 von der Landsmannschaft Ostpreußen – Abteilung Kultur

Walter Scheffler

Wenn Du mit Deinem verbeulten,
breitkrepfigen Künstlerhute,
darunter das schmale, furchenzerrissne Gesicht,
durch die Gassen gingst,
– immer leicht schwankend, weil schon in früher Kindheit
ohne Gehör –,
dann lachten wohl manche, ahnungslos, hinter Dir her,
weil sie Dich für betrunken hielten.

Du aber warst ja nur in Ideen versunken,
die nimmer Dich ruhen ließen,
in Gedanken über die wüstverworrene Welt
und ihre geistblinden Menschen,
denen Du immer ein Helfer sein wollt'st
in ihren inneren Nöten.

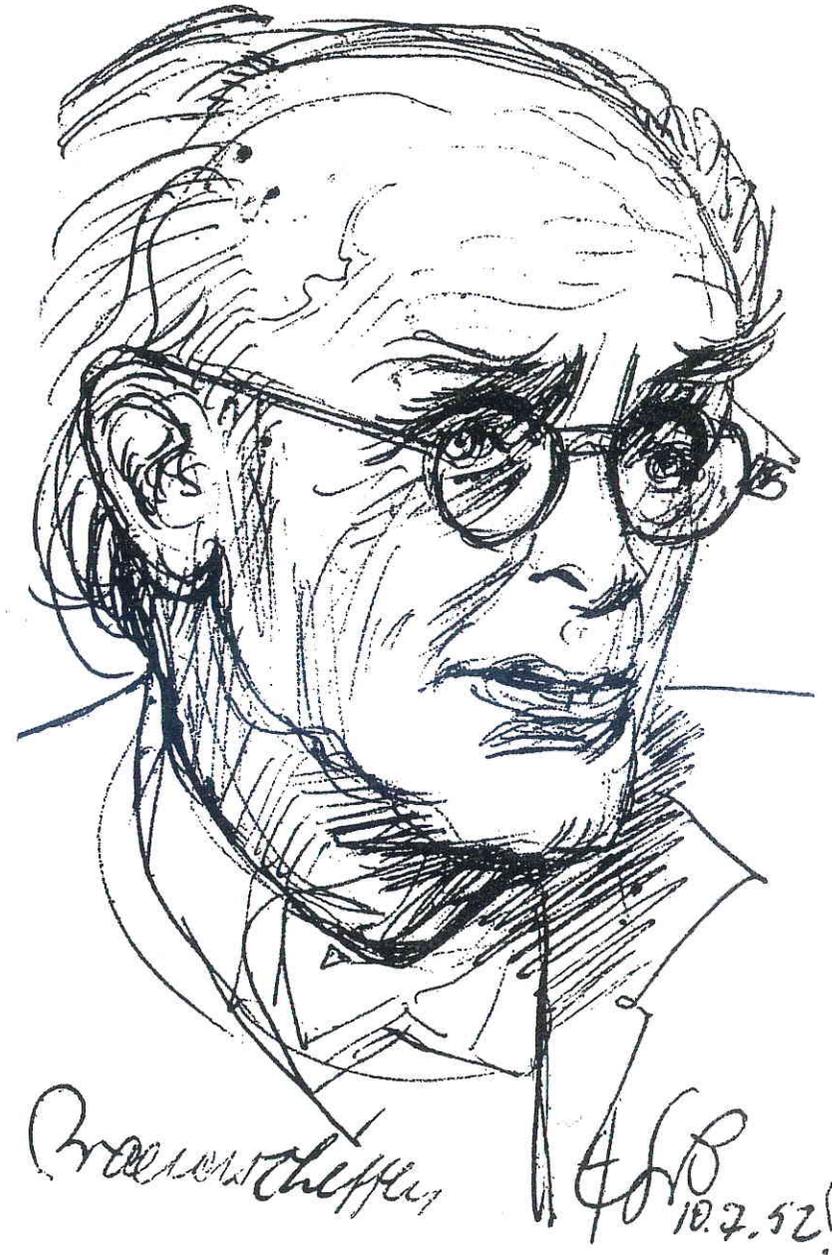
Nur, wenn Du mit guten Freunden saßest
bei duftendem Grog, einem Glase Wein,
dann wichen die Falten aus Deinem uralten Antlitz;
dann blühte Deine Seele auf
und Dein alle und alles liebendes Herz.

Dann konntest Du herzlich über Dich selber lachen!
Dann löstest Du alle Fragen des dunklen Daseins,
ja, der noch dunkleren Zukunft, die uns bedroht;
so daß wir oft Zweifelnden wieder Gläubige wurden,
lebensgläubig wie Du. –

Freund, lieber, das waren Stunden heimlicher Weihe,
unvergeßlich in unserer Zeit, die alles vergaß
und vergessen will, was heilig uns dünkt.

Ach, gäbe es viele wie Dich,
die Wüste der Erde würde wieder bewohnbar werden,
heil wie Du,
dem wir sein tapferes Leben danken,
danken noch über den Tod hinaus.

Fritz Kudnig



Margarete Kudnig berichtet über den Schriftsteller

Walter Scheffler, – ein Heimatdichter? Ja, sofern man nichts Abwertendes mit diesem Begriff verbindet und sofern man das Schwergewicht auf das Wörtchen »Dichter« legt. Er war ein Dichter, er wußte, was es heißt, Künstler zu sein, wenn er sagt: »Doch nur wenige dürfen schauen tiefen Glanz aus Gottes Türen, und dann leuchtet, was sie bauen, und es tönt, was sie berühren!«

Die Dichter der Heimat aber, sind sie nicht in der selbst erkannten Begrenzung ihrem Land und seinen Menschen oft am nächsten? Sind sie es nicht, die in der Liebe zu den kleinen Dingen den geistigen Boden bereiten für die Werke der großen Meister? Sind sie nicht mit frisch sprudelnden Quellen zu vergleichen, die der Heimateerde entspringen und zu einem gewaltigen Strome werden, so wie die Ostpreußen ihre Agnes Miegel sehen?

Vielleicht ist es kein Zufall, daß in dem jetzt auslaufenden Jahrhundert mit seiner entscheidenden Wende in der Geschichte des alten Grenzlandes dort so viele in ihrer Zeit bedeutsame Dichter der Heimat geboren wurden und daß diese Dichter zum Teil den einfachsten Kreisen der Bevölkerung entstammten. Da ist Johanna Ambrosius (1854–1939), die schlichte, schwer arbeitende Landfrau, deren Verse in ganz Deutschland bekannt wurden und der die Ehre zuteil wurde, im königlichen Schloß in Berlin empfangen zu werden. Da ist »Hanneken«, das verwaiste Schusterkind aus Tilsit (1858–1943), die als Frau eines Hamburger Großkaufmanns die halbe Welt bereisen sollte. Und da ist Walter Scheffler, unser »Walter von der Laak« (16. 9. 1880–17. 4. 1964).

Auch Walter Scheffler war ein Kind des Volkes, der Sohn eines schwer um seine Existenz ringenden Schneiders. Auch er wurde, wie die nur um ein Jahr ältere Agnes Miegel, im Herzen der alten Krönungsstadt geboren, auf dem Sackheim, dort, wo die kleinen Leute lebten. Auf der »Laak«, vier Treppen hoch in einem Hinterhaus, wuchs er auf, in der Nähe der ehrwürdig wuchtigen Speicher, in der Nähe des Pregels mit seinen sieben Brücken.

Der Nase nach

Es riecht nach Flachs, nach Hering, Korn und Teer.
Von der Lastadie kommt's in herben Schwaden,
wenn dort die Speicher aufstehn, Schiffe laden,
bis in die Kneiphofsgassen zieht's sich her.

Dann wieder atmest du das ferne Meer –
Im salzigen Windhauch weiße Möwen baden.
Nun aber dort vom Pregelufer laden
herbsüße Apfeldüfte, würzeschwer.

Von flachen Kähnen, segelüberdacht,
aus Faß und Körben lockt die goldne Fracht,
von Elbings Nied' rung übers Haff gekommen –

Quer durch den Kneiphof, nun der Nase nach
zum bunten Fischbrückkai den Weg genommen . . .
Dorsch-, Stint- und Flunderdüfte – dir wird schwach! –

So ärmlich, so bescheiden seine Jugendzeit auch war, so war sie doch »sonnig und glücklich«, wie er schreibt, durch die sorgende Liebe der Eltern. Sie wollten dem begabten Sohn zu einem besseren, höheren Leben verhelfen. Für sie bedeutete es schon ein Opfer, zwei Mark im Monat für die »Bürgerschule« aufzubringen, und dem musizierfreudigen Jungen ein brauchbares Instrument zu verschaffen, schien fast ein Ding der Unmöglichkeit! –

Mit dem Besuch der Präparandenanstalt, der das Fiebachsche Konservatorium für Musik angeschlossen war, sollte der große Aufstieg seines Lebens beginnen. Alle Tore zu den Tempeln der Weisheit und der Kunst schienen sich vor ihm aufzutun. »Bach, Beethoven, Mozart, – ich habe sie doch alle einmal wirklich gehört!«, sagte er später, dankbar, daß die Fülle des Klanges ihn berauscht hatte und ihm zum unverlierbaren Besitz geworden war.

Wenige Monate nur, und die Welt der Wirklichkeit sollte für den knapp 16jährigen verstummen: Nach einem Sturz beim Eislaufen und einer schweren Hirnhautentzündung, die den hoch aufgeschossenen, schlecht ernährten und durch allzu großen Lerneifer auch geistig überanstrengten Jungen bis an die Schwelle des Todes brachte, hatte er trotz aller ärztlichen Bemühungen sein Gehör für immer verloren. Der Traum vom »Herrn Lehrer« war ausgeträumt. Öffentliche Hilfe gab es damals noch nicht. Man mußte froh sein, nach langem Dahindämmern eine Lehrstelle bei einem Buchbinder gefunden zu haben. –

Sieh – das heißt Leben

Nun faß' den Hammer
und nimm das Messer
und schlag deine klagende Seele tot. –
Es ist so besser!

Geld zu schaffen, ist einzige Pflicht,
das münzt nur der Hammer.
All dein Sehnen nach Glück und Licht
mehrt nur den Jammer.

Laß' sie draußen still verblühen,
all' deine Frühlingstage.
Wie dir so blöd dies tägliche Mühn,
kaum dir selber klage.

Machen's die andern nicht ebenso,
die dich umgeben? –
Suchen nicht viel und sehnen nicht so,
hämmern, trinken und lachen froh.
Sieh, das heißt Leben! –

Da lachte ich bitter und schlug und schlug:
»Seelchen, nun will ich dich morden!«
Doch eh ich es abends zu Grabe trug,
war's wieder lebendig geworden! – –

In seinen Prosabüchern »Walter von der Laak« und »Walters Lehrjahre« hat Scheffler von seiner Jugend erzählt, nicht etwa in einem klagenden oder gar anklagenden Ton, sondern mit der geistigen Überlegenheit dessen, der überwunden hat. Humorvoll läßt er manches Erleben in einem heiteren Licht aufleuchten, das vielleicht einmal bitter weh getan hat. Wir sehen den Knaben, der die Welt um sich so gern verändern, verschönern wollte: die Hauswirtin, die verbietet, im Treppenhaus mit andern Kindern von ihm inszenierte Theateraufführungen zu veranstalten, den Hausbesitzer, von dem die in den harten Boden des Hinterhofes mühselig gepflanzten Gänseblümchen mit roher Hand herausgerissen wurden! So wurden seine Augen früh geschärft für die sozialen Ungerechtigkeiten jener Zeit. Sie wurden aber auch, da das Ohr als Wahrnehmungsorgan ausfiel, geschärft für die Beobachtung seiner Umgebung, für das Mienenspiel der Menschen, für das verborgene Leben der Natur.

Mit viel psychologischem Verständnis analysiert Scheffler die seelischen Zustände nach der Ertaubung, die Zeiten der Verzweiflung, des Hindämmerns, des Aufbegehrens und schließlich der Ergebenheit in eine göttliche Fügung, die er auch als Führung erkennt. Vielleicht war es die erste Begegnung und Auseinandersetzung mit Kants Imperativ, die alte Willenskräfte in ihm weckte, vielleicht war es die Bewährung in der beruflichen Arbeit, die sein gebrochenes Selbstvertrauen stärkte. Aber gewiß war es die Fülle des innerlich Erlebten und Erlittenen, die die äußere Stille durchbrach und ihn letztthin zum Dichter machte. »Ich begann nach innen zu lauschen, und dort fand ich die verlorene Welt der Töne wieder«, schreibt er in einem Brief. Sich selber tröstend, war es ihm vergönnt, sein Leben lang andern zum Tröster zu werden. Daß sein erstes öffentlich vorgetragenes, alle Beteiligten zu Tränen rührendes und mit fünf Mark fürstlich honoriertes Gedicht ein Prolog zum Jubiläum von drei Hebammen sein sollte, quittierte der gern hinter die Dinge schauende, alternde Dichter mit einem behaglichen Schmunzeln!

Nachtgebet

Nacht kam hergezogen –
Hoch am Himmelsbogen
funkelnd Stern auf Stern erblüht.
Schöpfer aller Welten,
darf ich vor dir gelten,
ich und meiner Seele betend Lied?

Hast du uns Geringe
vor die großen Dinge
deines wunderbaren Werks gestellt –
Sieh, uns bannt das Böse.
Hilf uns und erlöse
uns zum Bau'n an deiner besseren Welt.



Sie mögen noch nicht formvollendet gewesen sein, diese seine ersten Gedichte. Aber wenn es stimmt, was der Maler Cézanne von der Kunst im allgemeinen sagte, – und es stimmt gewiß!, »Das einzig Interessante am Kunstwerk ist doch der Mensch, er ist der Schöpfer, der hinter seinem Geschaffenen transparent wird, der Mensch in seinem Streben, in seinen Leiden und Freuden«, – wenn das stimmt, dann ist es auch nicht verwunderlich, daß Ferdinand Avenarius, ein bekannter Kunsthistoriker seiner Zeit, früh die besondere Begabung des tauben Buchbinders erkannte: »Sie haben Talent. Sie besitzen das innere Gehör, und darauf allein gestützt, sollen Sie weiter dichten und schreiben!« –

Nach mancherlei beruflichen Fehlschlägen und übermäßigen körperlichen Belastungen gelang es Scheffler, während des I. Weltkrieges in der Königsberger Magistratskanzlei angestellt zu werden. Dadurch war ihm endlich ein festes, wenn auch bescheidenes Einkommen und für später eine kleine Pension gesichert. Im Jahre 1921 konnte er sein erstes Buch herausbringen, die Sammlung »Mein Lied«, zuerst in Schreibmaschinenschrift vervielfältigt und dann – eine kleine Kostbarkeit für Bücherfreunde – von dem Mann seiner Nichte, dem begabten Lithographen Fritz Brachaus auf Stein geschrieben, gemeinsam in der Magistratsdruckerei gedruckt und die ganze Auflage von dem Autor selber gebunden und vertrieben! Die Einmaligkeit dieser Veröffentlichung, das Schicksal des Dichters, die schlichte Innigkeit, die tiefe Frömmigkeit in seinen Versen verschafften Scheffler, gefördert durch die Königsberger Presse, schnell einen immer größer werdenden Kreis von Freunden und Verehrern. So manche meinten, dem im Kampf mit den Tücken des Objekts oft so hilflosen Jungesellen helfen zu müssen und mußten erleben, daß sie selbst die Beschenktten waren. Da begann auch unsere Freundschaft. Da war, um dem Märchen seines Lebens den äußeren Glanz zu verleihen, eine Baronin aus der Neumark, die ihn als Gast auf ihr Schloß lud. Da fanden die Gehörlosen zu ihm, vor allem der Direktor und Lehrer der Taubstummenanstalt, die ihm halfen, die Verständigungsschwierigkeiten zu überbrücken und vor allem, seine Sprache, die er selbst ja nicht mehr korrigieren konnte, zu entwickeln und zu verbessern. Da war das kunstsinnige Arztehepaar Dr. Wolff, das den vom Leben so benachteiligten und dem Leben doch so aufgeschlossenen Dichter nicht nur ärztlich-seelisch betreute, sondern auch durch manche gute Flasche Wein, den er so sehr zu schätzen wußte, erfreute.

Zu den Käufern dieses ersten Buches gehörte kein Geringerer als Dr. Konrad Adenauer, dem im Jahre 1924 anlässlich der 200-Jahr-Feier von Kants Geburtstag wie allen Ehrengästen der Stadt ein Sonderdruck von Schefflers Kant-Sonetten überreicht worden war. Es spricht für das soziale Empfinden des damaligen Oberbürgermeisters von Köln, daß das Schicksal des tauben Buchbinderdichters ihn beeindruckte und er die vier Treppen des Hinterhauses auf der Laak hochkletterte, um ein Buch zu erwerben.

Die Kant-Sonette waren einer neuen Gedichtsammlung entnommen, die zur gleichen Zeit erschien: »Mein Königsberg«, wiederum von Fritz Brachaus auf Stein geschrieben und von den dem Dichter inzwischen freundschaftlich verbundenen Malern Eduard Bischoff, Emil Stumpp, Kurt Bernecker u. a. illustriert. In diesem Kranz von Liedern um die geliebte Vaterstadt benutzt Scheffler gern die den festen Regeln des Reims und des Versmaßes unterworfenen Form des Sonetts. In der strengen Zucht, die er sich auferlegt, offenbart sich sein sicheres Gefühl für Rhythmus und das innere Gehör, von dem Avenarius einmal sprach. Deutlich

Maitrank

In meinen Kelch aus funkelndem Kristall
goß mir der Freund des Rheines Rebensegen.
Vom jungen Garten her nach lauem Regen
kam Fliederduft und Sang der Nachtigall.

Und unsre Worte wurden Widerhall
und spielten träumerisch auf Jugendwegen . . .
Dann kam der Wein mit frischen Wellenschlägen
und riß uns fort ins frühlingsselige All.

Daß wir, vergessend unsrer Jahre Grau,
laut, knabenselig unsre Gläser schwenkten
und singend grüßten die erschrockene Frau,
die aus dem Garten staunend trat ins Haus
und einen kühlen, weißen Fliederstrauß
beruhigend auf unsre Stirnen senkte.

spürt man, wie sehr er die Stadt kennt und wie er auf seinen einsamen Gängen, durch keinen Lärm der Straßen abgelenkt, ihr heimliches Leben in Vergangenheit und Gegenwart erfaßt hat. Die Gestalt des langen, irgendwie an Spitzweg erinnernden Dichters mit dem ein wenig gekrümmten Rücken, dem großen Schlapphut, dem wehenden Mantel und den wachen Augen in dem ausdrucksvollen Gesicht wurde zu einer bekannten Erscheinung im Straßenbild der Stadt.

Im Jahre 1925 erschien in einem Dresdener Verlag die Sammlung »Helle Wege«, ein Buch, das wie so vieles andere verlorenging und an das nur noch eine Neujahrskarte erinnert mit der humorvollen Karikatur des am Ofen hockenden Dichters und den trübseligen Versen:

»Ich fei're still des Jahres Wende, und warte auf die 10 Prozente,
ganz ohne Grog und ohne Frack die mir Verleger Palm versprakt!« –

Später nahm sich der Verlag Gräfe & Unzer Schefflers an, brachte 1925 die Königsberg-Gedichte neu heraus und vor allem die bereits erwähnten beiden Prosabände »Walter von der Laak« und »Walters Lehrjahre« (1943). Agnes Miegel, die sich dem Dichter auf besondere Art verbunden fühlte, die immer einmal ein Stundchen Zeit für ihn hatte und ihn später in ihren Briefen ihren »lieben Pregelgreis« nannte, rechnete diese Kindheitserinnerungen zu den wertvollsten, die sie kennt. »Sie sind mit so großer Kunst erzählt. Der ostpreußische Mensch, der Königsberger lebt in ihnen so wahrheitsgetreu, mit so viel Liebe, dabei ganz ohne Beschönigung gesehen. Was mich besonders bewegt, ist die tiefe Lebensweisheit, das gelassene, nicht mehr hadernde, zu leisem Humor verklärte Überblicken des eigenen harten Lebens und schweren Schicksals . . .«

Die Prosabücher Schefflers fanden weiteste Verbreitung und die besondere Zustimmung der Königsberger Lehrer und der Jugend, die ihm bei seinen vielen Schullestungen mit offensichtlichem Interesse und mit verständnisvollem Lachen immer gern zuhörte. Diese Verbindung zur Schule – man denke an die »Löbenichter« und den unvergessenen Erich Grimoni, der ja auch ein Löbenichter war – blieb Scheffler bis zu seinem Lebensende erhalten.

Der Verlagsinhaber Konsul Bernhard Koch, der stets in großzügiger und rührender Fürsorge für seinen Autor eintrat, brachte die Lebenserinnerungen zuletzt noch in einer Feldpostausgabe von mehreren tausend Stück heraus. Auch der Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer setzte sich für ihn ein und vermittelte ihm, der bis dahin mit der Familie seiner Nichte zusammen gelebt hatte, eine eigene kleine Wohnung in der Nähe des Landgrabens und der Fürstenschlucht. Dort führte Scheffler, der bei aller Kontaktfreudigkeit doch ein großer Individualist geblieben war, in Gesellschaft der sehr geliebten Katze Mimo ein idyllisch freies, ungebundenes, wenn auch nicht immer leichtes Leben.

Äußere Höhepunkte in den beiden kleinen Räumen waren wohl seine Geburtstage oder zur Fastnachtszeit die Kostümfeste, die er für seine Freunde veranstaltete. Da saßen sie in gedrängter Fülle nebeneinander, Maler, Musiker und Dichter, Oberstudiendirektoren und Volksschullehrer, Redakteure, Verleger und ehemalige Magistratskollegen und in ihrer Mitte der strahlende »laaksche Wal-



Walter Scheffler und Fritz Kudnig bei Bernhard Koch unter dem berühmten Kant-Bild im Verlagshaus Gräfe und Unzer in Königsberg/Pr.

ter«, der wieder einmal einen Kindheitstraum erfüllt sah: andere Menschen zum Freuen zu bringen! Er war es, der solche Feste durch immer neue Einfälle zu würzen wußte, der etwa als »Babette, die wirklich nette und sehr adrette und schicke Soubrette« aufkreuzte. Oder er saß als behäbige Marktfrau verkleidet unter einem großen Sonnenschirm und bot den Gästen sie so oft besungenen ostpreußischen Fleck an, natürlich mit den passenden Versen und im schönsten heimatlichen Platt, das er auch nach 66jähriger Gehörlosigkeit überraschend gut beherrschte, und zwar nicht nur in seinen bei allen Freunden beliebten Gelegenheitsgedichten:

Ös dat nich wedder . . .

Ös dat nich wedder de Fröhjoahrswind?
He zoddert mi öm Hoar.
Mien Hart hopp'st wie e dommet Kind,
vergett sien veele Joahr.

Öm Hasselstruk on öm Ellreboom,
doa bammelt's geel on grön –
Se schettle sök noa dunklem Droom
on moake sök wedder scheen.

Dat piept on pust dem Wegg entlang –
On öwer dem alle steiht
ons ole Sonnke blink on blank
on froagt mi, wie et mi geiht?

»Ok mi hefft de Winter nich dod gekröggt,
ganz karsch ward mi to Moot.
De Wärtel öm Boddem, dem Kopp öne Höcht –
Et läwt sök noch ganz goot!« –

Die letzte innere Vertiefung aber erfuhr das Leben Walter Schefflers und damit auch sein dichterisches Schaffen durch die innige Freundschaft, die ihn mit der jungen Kunstgewerblerin Erna Klein verband. Er konnte ihr jedes Wort von den Lippen lesen, wagte aber nicht, sie in ihrer zarten Gesundheit für immer an sich und seine letztthin bescheidene Existenz zu binden. Diese Freundschaft war es, die ihn zur letzten Versöhnung mit seinem Schicksal führte. Immer mehr war die Erkenntnis für ihn bestimmend geworden, daß eine weise göttliche Führung sein Leben gefügt und verändert habe. Ohne die Gehörlosigkeit wäre er vielleicht nie zum Dichter geworden und »wer weiß, ob ich nicht sonst meinem Hang zu Lebenslust und -freude nachgegeben und ein ganz oberflächlicher und nichtsnutziger Mensch geworden wäre«, sagte er oft. Daß aber Gehörlosigkeit verbunden sei mit einer absoluten Stille, ist ein Irrtum, dem so viele gesunde Menschen unterliegen. Walter Scheffler hat in den Zeitschriften der Gehörlosen oft über dieses Phänomen der inneren Geräusche, die vom dumpfen Dröhnen bis zum schrillen Katzengejaule ausarten könnten, geschrieben und sich Gedanken gemacht über ihre Entstehung und Überwindung. Die Gehörlosigkeit, so meinte er, habe auch ihre guten Seiten und habe ihn vor manchen unliebsamen Geräuschen des Alltags bewahrt und vor manchem leeren »Gebabbel«! Auch das Trompetengeschmetter

und die Marschlieder der braunen Kolonnen blieben ihm erspart. So stand er dem politischen Geschehen jener Zeit trotz der heimlichen Sorge, die uns alle erfüllte, mehr in spöttischer Abwehr als in ernsthafter Gegenwehr gegenüber. Statt der Kampflieder schrieb er sarkastische, oft nicht ganz ungefährliche Spottverse. Daneben entstanden die zartesten und schönsten Liebesgedichte, in schlichtem Volkston und von einer künstlerischen Vollkommenheit, wie er sie vorher kaum erreichte. Es war kein Wunder, daß Herbert Brust, der Schöpfer des »Land der dunklen Wälder«, durch diese Texte zur Vertonung und Herausgabe seiner köstlichen »Wanderlieder« angeregt wurde.

Serenade

Wo der Birnbaum steht,
überm Tulpenbeet,
überm Garten, wo die Liebste wohnt,
überm stillen Pfad,
den sie oft betrat,
steht der runde, blaue Maienmond.

Leise will ich gehn,
keiner soll mich sehn,
wenn mein Herz erklingt am schattigen Zaun –
Doch sie hört mein Klingen,
wird ans Fenster springen
und erschrocken in die Mondnacht schau'n. –

Wandersmann

Gott, ich bin dein Wandersmann,
freu mich, daß ich wandern kann,
wandre durch die weite Welt,
wie es dir und mir gefällt.

Plagt die andern Neid und Not –
ich brauch' nichts als Trank und Brot.
Das gibt mir noch jeder gern;
Liebe heißt mein Wanderstern!

Braven Stecken, brave Schuh,
weiter braucht's ja nichts dazu,
dann noch Hemd und Hose an –
Gott, ich bin dein Wandersmann!

Der Ertrag der literarischen Arbeit reichte natürlich nicht zum Bau des heimlich ersehnten eigenen Häuschens, aber doch, zusammen mit den Verwandten, zur Beschaffung einer sommerlichen Bleibe an der See in Form eines alten Eisenbahnwaggons. Auch Rantau wurde wieder zum sonntäglichen Treffpunkt der vielen Freunde, brachte den Dichter aber vor allem, besonders wenn er dort ganz

alleine hauste, der Natur so nahe, wie es seinem innersten Wesen entsprach und wie er es schon als Kind ersehnte, wenn er den immer fleißigen Vater drängte, mit ihm an die »fische Ufft« zu gehen oder später, mit ihm durch die Tore hinaus gen Juditten zu pilgern. Daß solche sonntäglichen Wanderungen für die durch schwere Arbeit erschöpften Kleinbürger meistens in einem überfüllten, staubigen Kaffeegarten endeten, wo »am alten Brauch noch nicht gebrochen wurde und die Familien Kaffee kochen konnten«, was tat es? Es war doch ein Stückchen Freiheit, ein Stück Natur!



In Rantau entstanden viele der schönsten Naturgedichte, in denen man das Rauschen der See, das Walter Scheffler in Wirklichkeit als Knabe nur zweimal vernommen hatte, ebenso zu hören glaubte wie den Gesang der Lerche in der Luft. Das war die Gabe des inneren Gehörs, mit der er, einer Grammophonplatte gleich, alles wieder in sich aufklingen lassen konnte, was er einmal in sich aufgenommen hatte, die Lieder der Kinderzeit, die Tänze der Jugend. Kein Wunder, daß er kein schlechter Tänzer war, daß er gerne tanzte, manchmal ganz für sich allein, mit seiner Mimokatze im Arm. Der 60. Geburtstag im Jahre 1940 brachte Ehrungen und Zuwendungen aller Art und ermöglichte den Erwerb eines kleinen Schrebergartens, womit sich für den großen Blumenfreund wiederum ein Traum der Kinderzeit erfüllte. Hier pflegte er seine Rosen und schenkte für seine Freunde den selbstgebrauten »Kopskiekelwein« aus. Aber seine Kürbislaube zu einem Ort stiller Begegnungen und besinnlicher Betrachtungen zu machen wie zur Zeit Simon Dachs, wollte ihm nicht mehr gelingen. Die Zeit war zu ernst geworden, die Gedanken der Freunde zu sorgenvoll, die Unsicherheit zu groß, trotz aller Siegesfanfaren. Als dann die Siegesmeldungen verstummt waren, als in zwei sommerlich warmen Augustnächten Königsberg in Flammen aufging, als er schließlich im März 1945 zusammen mit Agnes Miegel und seiner getreuen Freundin die geliebte Vaterstadt verließ, da war auch Walter Scheffler bis ins Herz getroffen.

Drei Jahre mußte Walter Scheffler in der dänischen Verbannung aushalten, während Agnes Miegel, die noch seine Trauzeugin war, als er sich zur Ehe mit Erna Klein entschloß, schon früher nach Deutschland zurückkehren konnte. Wir wissen, daß Scheffler auch im Lager Oksbøl seinen Landsleuten durch seine gläubige Zuversicht manche dunkle Stunde erleichterte, daß Abschriften seiner Gedichte,

besonders die dort entstandenen »Gesänge hinterm Stacheldraht«, im Lager kursierten. Aber als schon nach wenigen Monaten seine junge Frau an körperlicher Entkräftung und seelischer Erschöpfung starb, war es für lange Zeit mit seiner Widerstandskraft vorbei. Selbst an seinem Verstande zweifelnd, mußte er durch die schwerste Krise seines Lebens gehen.

Der Wind (Oksböl – 1946)

Wohin er soll, weiß nimmer hier der Wind,
tanzt bald nach Osten hin und bald nach Westen –
Er gleicht uns hergewehten bangen Gästen,
wir wissen nicht, wo wir zu Hause sind.

Und wie er ratlos irrt um's Sandgespreit,
als such' er klagend etwas, das verloren,
und stöhnt und weint, – singt er für vieler Ohren
das wehe Lied der Heimatlosigkeit. –

Walter Scheffler lebte erst wieder auf, nachdem es seiner Nichte, deren begabter Mann im Kampf um Königsberg gefallen war gelang, ihn in ihre enge Notwohnung nach Dithmarschen und damit in unsere Nähe zu holen. Später siedelte er ins Altersheim nach Bethel über, wo er wohl eine sichere Geborgenheit und gute Versorgung fand, auch Alters- und Leidensgenossen, denen er seinerseits schon wieder helfen konnte. Aber es war auf die Dauer für ihn fast zu viel der Ruhe. Ihn verlangte es, junge Gesichter um sich zu sehen, vorwärts zu schauen, nicht zurück. Ein kleiner Unfall – er nannte es später eine gute Fügung des Geschicks – veranlaßte ihn, zu seiner Nichte überzusiedeln, die in Hamburg endlich eine ausreichende Wohnung gefunden hatte, eine »Komfortwohnung«, wie der vom Leben wahrlich nicht verwöhnte Dichter meinte. Jetzt war wieder pulsierendes Leben um ihn. Jetzt konnte er wieder die Straßen einer großen Stadt wandernd erforschen, im langsameren Tempo, aber immer offenen Auges und oft genug mit besonderen, meist erheiternden Abenteuern.

Jetzt konnte er wieder reisen, an die geliebte Ostsee und, auf Einladung seines alten Verlegers Konsul Koch, nach Bad Wiessee, von wo aus er in seinen alten Tagen auch noch die majestätische Gewalt der Berge erleben durfte.

Jetzt konnte er wieder arbeiten, konnte das umfangreiche Manuskript seiner Mimo-Geschichten abrunden, in denen er die Erlebnisse mit seiner Königsberger Katze und ihrem zahlreichen Nachwuchs, seine klugen Beobachtungen über das Verhalten dieses – wie er sagt – oft so rätselhaften Tieres verbindet mit eigenem Erleben, dem Geschehen um sich und seinen Gedanken über die wieder einmal »neue Zeit«. Die Herausgabe des Sammelbandes »Erde und Licht« mit Prosastücken und seinen schönsten Gedichten geriet dem Dichter zur besonderen Freude und Genugtuung. Waren sie doch alle, vom Herausgeber und Druckereibesitzer Siepmann in Mülheim bis zum letzten Setzer und Lehrling Leidensgenossen des Dichters! So wurde gerade dieses jetzt leider auch vergriffene Buch für die Gehörlosen, unter denen Scheffler zeit seines Lebens viele Freunde, Bewunderer und Helfer gefunden hat, zu einer schönen Bestätigung, daß ein körperlich behinderter Mensch ein vollwertiges Mitglied der Gesellschaft sein kann, beispielhaft für viele, denen die Glücksgüter des Lebens in den Schoß fallen und die doch nicht zufrieden sind.

Trost der Gehörlosen

Ich gab die Hand dem erdgebundenen Leben,
ich hielt den Blick gewandt zum ewigen Licht –
es hat mir jedes seinen Zoll gegeben,
mein Herz verarmte auch in Nöten nicht.

Tat sich mir früh ein liebes Reich verschließen,
ich stand nicht klagend vor dem strengen Tor.
Ich sah den Gott, der weislich mich verwiesen
vom Lärm des Draußen an mein inn'res Ohr.

Da sprachen Blumen mir und Menschenblicke,
es sangen Fluren, Meere und Gestirn;
und zu der Schöpfung Sang im Werdeglücke
schnitt auch des Todes Lied in Herz und Hirn.

Mein armes Wort, es mühte sich, zu künden,
was ich bewegt in Lust und Leid vernahm;
und all das Tönende will wieder münden
im großen Lebenschor, daher es kam.

Statt der Mimokatze wären es zwei Kanarienvögel, die in Hamburg das stille Zimmer des alten Dichters belebten und, da er sie möglichst viel frei herumfliegen ließ, seine Manuskripte und zahlreichen Briefschaften in Unordnung brachten. Er schrieb gerne Briefe, viele und lange Briefe, da es doch galt, viele und lange Stunden des Alleinseins zu überbrücken. »Watt schröffst so lange Breefe, eck hew keen Tid nich, to lese!«, meinte der immer tätige Maler Bischoff einmal. Immer neue Ereignisse aus der Vergangenheit kamen in diesen Briefen ans Tageslicht, die sein anschauliches Erzähltalent ebenso offenbarten wie die lächelnde Weisheit des Alters und besonders in den oft überraschenden Schlußwendungen, seine Freude am Spaß, seinen urwüchsigen Humor: »Und nun laßt Euch herzlichst die Hände drücken – und wischet aus Euren verschleierten Blicken – die Tränen der Rührung ob Eurem Walter, – der innig Euch küßt trotz gefährlichem Alter!« – In der Gesamtheit hätten diese Briefe einen 3. Band seiner Lebenserinnerungen ergeben können.

Von Hamburg aus konnte Walter Scheffler wieder engsten Kontakt mit seinen Landsleuten pflegen, nicht zuletzt über das »Ostpreußenblatt«. Neben Agnes Miegel nahm er an allen großen Bundestreffen als Ehrengast teil, und im Jahre 1960 konnte er aus der Hand des Bundeskulturwarts Erich Grimoni den Kulturpreis der ostpreußischen Landsmannschaft entgegennehmen, eine Ehrung, die er als den Höhepunkt seines Lebens bezeichnete.

Ein Höhepunkt war aber auch der 80. Geburtstag, den er in voller geistiger und körperlicher Frische erleben durfte. Alles, was ein Mensch, ein schöpferischer Mensch an Liebe, Verehrung, Freundschaft und Anerkennung erwarten durfte, wurde ihm zuteil. Zu den vielen offiziellen und inoffiziellen Gratulanten gehörten auch Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer und Bürgermeister Dr. Weber. Der einst vom Schicksal so schwer geschlagene, »spachheistrige« taube Buchbinderlehrling Walter von der Laak hätte in seinen kühnsten Träumen nicht auf solche Zeichen der persönlichen Wertschätzung seiner ehemaligen Stadtväter zu hoffen gewagt.



Mit Vergnügen betrachtet Walter Scheffler an seinem 75. Geburtstag eine Flasche Bärenfang, die ihm Agnes Miegel wie alljährlich zum 16. September geschickt hatte.

Die letzten Wochen vor dem unerwarteten Hinscheiden sollten dies tapfere, erfüllte Leben auf eine selten harmonische Weise abrunden. Im März 1964 nahm Scheffler noch in Bad Nenndorf im Kreis der geliebten Landsleute an der festlichen Feier zu Agnes Miegels 85. Geburtstag teil. In Lemgo, im Hause des Chorleiters Otto Groke, der so manchen seiner Texte vertont hat, hielt ein Tonband noch einmal seine etwas rauhe, brüchige Stimme fest, – ein feierliches Gedicht, ein frommer Choral, ein kleiner Scherz. In Soest entstand das letzte der verschiedenen Porträts, die Eduard Bischoff von ihm gemalt, ein Bild der geistigen Verklärung, als hätte der Maler das nahe Ende schon vorausgeschaut, ein Bild, bei dessen Betrachtung der Dichter die ahnungsvollen Worte fand:

Je älter du, je dünner wird der Schleier,
 der dir den Blick ins Fernste vorenthält,
 und manchmal meinst du, daß du nun schon freier
 hinüber schaust in jene andre Welt.
 Sieben Gesichter schauen mich an,
 lächeln mir zu und machen mir Mut:
 »Was du dort unten Verfehltes getan,
 hier in den Lüften der Liebe wird's gut!« –

Nach einer kurzen Erkrankung, in der sicheren Hoffnung auf Genesung, ist Walter Scheffler am 17. 4. 1964 in Hamburg sanft entschlafen. In einem stillen Hinübergleiten zwischen Tag und Traum schwanden die Schleier, die den Blick in das Ewige, an das er so fest geglaubt, verhüllten.

Warum hier so eingehend von dem Leben des Walter von der Laak berichtet wurde? Weil mir scheint, als sei selten das Leben und das Werk eines Dichters solch eine Einheit gewesen, so daß man nicht sagen kann, was für seine Zeit und – für die Nachwelt – bedeutsamer ist, das tapfere Leben oder das reiche Werk, das Werk eines wahren Dichters, eines jener »Heimtdichter«, von denen ich im Jahre 1930 zu Schefflers 50. Geburtstag schrieb: »Ob man in der Heimat euer Lied nur darum so schnell vergißt, weil man – zu Hause ohne Sehnsucht ist? Wir, die wir im Besitze sind, dürfen nicht vergessen, daß auch wir einmal – verlieren können. Auch für uns kann eine Stunde kommen, wo wir, der Heimat fern, beglückt nach einem Buche greifen, in dem ihr Wesen und ihr Wirken in Wort und Bildern festgehalten ist!«

So geschrieben im Jahre 1930, als wir noch alle im Besitze waren. – Danken wir dem Dichter für das, was er uns an Unverlierbarem gegeben hat.

Ausklang

Der Feste Rausch, des Abends fromme Stille,
 der Liebe Seligkeit, des Todes Schmerz,
 den bitterm Mangel und die heitre Fülle, –
 du hattest alles, alles, müdes Herz.
 Du gingst gebeugt und wurdest aufgerichtet,
 du lagst in Fesseln und ward'st wieder frei;
 was du in Liebe bautest, ward vernichtet,
 und zweifelnd fragtest du, wo Gott nun sei.
 Und fand'st ihn wieder. – Still ihm hingegeben
 hast du vertraut der weisen Lenkerhand
 und hast erkannt, wie sie durch Tod und Leben,
 in Lust und Leid sich treu mit dir verband. –
 Nun ist dir doch, als hättest du geschlafen
 und eine wahre Wirklichkeit versäumt;
 und Glück und Schmerz, die Schläge, die dich trafen,
 es sei das alles nur wie bunt geträumt;
 und schrittst nun in diesen späten Tagen
 noch schlafbefangen hin zu anderem Raum,
 um zu erwachen
 aus dieses Lebens buntem, wirrem Traum. –

Monika

Aus: Walter von der Laak

Walters erste Liebe hieß Monika. Nach Monika rief und suchte er in allen Winkeln der kleinen Dachstube, sobald er gelernt hatte, sich einigermaßen menschenwürdig auf seinen kleinen Beinchen fortzubewegen. Vater Gottlieb sah diese frühe Neigung seines Sohnes mit zwiespältigem Herzen. Denn auch er liebte Monika, es war ihm unbehaglich, daß er einen Teil seiner Herzensrechte an seinen Sprößling abtreten sollte. Auch brachte Walters jugendliches Ungeschick das teure Gut immer wieder in Lebensgefahr.

»Monika will ich!« forderte der Sohn täglich gebieterischer. »Is nich da « – suchte der Vater das Begehren zu dämpfen.

»Monika, Monika!« schrie Walter dagegen und zerrte an des Vaters Hosenbein. Da ging Vater Gottlieb kopfschüttelnd, überwunden, von seinem Bügeltisch zu dem großen, birkenen Kleiderspind und hob aus dessen tiefstem Winkel die umfangreiche, mit ihren Beschlägen herrlich blitzende Ziehharmonika ans Licht. Schon hatte Walter sich auf einem Fußbänkchen zurechtgesetzt und nahm mit seligem Grinsen die Ersehnte in den Arm. Wohl vermochte der Kleine noch nicht, das Instrument sachgemäß auf den Knien zu halten. Er behalf sich, indem er es zwischen seine Beinchen klemmte, die Bässe nach unten. Das Griffbrett mit den Tenorstimmen packte er mit beiden Händen und sorgte nun durch Hochrecken und Zusammenquetschen der Bälge für den nötigen Luftwechsel in Monikas Seele, indes die kleinen Finger emsig die Tasten drückten. Es war ein schweres Arbeiten, doch weil das Ergebnis sofort hörbar ward, befriedigte es den Spieler augenscheinlich sehr. Die Kinderaugen strahlten, der Mund stand weit offen, als tränke er stolz entzückt die Fülle der selbsterzeugten Töne.

An seinem Arbeitstisch stand der Vater und schielte mißtrauisch nach seinem musizierenden Sohn. »Er wird sie mir noch ganz kaputt machen«, stöhnte er kleinlaut. Es klang wie eine hilflose Klage und zugleich wie eine Bitte um Verzeihung an die Mutter, die am Schmalende des Tisches bei einer Näharbeit saß. »Warum gibst sie ihm? Hat so viel Geld gekostet«, reizte sie mit gutmütigem Vorwurf.

»Warum? – Ja, warum?« brummte der Vater und guckte in das Stückchen Blauhimmel, das überm Dach des gegenüberliegenden Hauses leuchtete. Dann trat er an sein einziges Söhnchen heran und strich ihm die blonden Haare aus der Stirn: »Sieh mal, die Stirn!«
»Ganz wie deine«, nickte die Mutter.

»Na, siehst du! – Es steckt was in dem Jungen, und ich muß immer denken, es ist dasselbe, das bei mir nicht zu seinem Recht kommen sollte. Hab's dir ja oft genug erzählt, wie der Pfarrer in unserm Dorf mich ganz umsonst zum Schulmeister auslehren wollte. Aber mein eigener Vater war dagegen und ließ mich beim Onkel weiter das Vieh hüten. »Schoolmeesters hewwe wie genog«, hieß es. »De Jung hefft Kuroasch to wat Dichtgerem.« – Bis mir, grad 15 war ich – das Unglück den rechten Arm zerschlug. Da wußte man mit mir nichts Rechtes anzufangen, ich konnte ausreißen und wenigstens Schneider werden. Keiner hat sich weiter um mich gekümmert. Ja, so hat man mit mir gemacht. Ich

aber will meinem einzigen Jungen ein sorgsamer Vater sein. – »Aber doch nicht jeden Willen lassen«, warf die Mutter ein und hielt sich, Qual im Gesicht, beide Ohren zu. »Genug, genug, mein Sohnche! Hör auf mit deiner Musik!«

Doch Vater Gottlieb verteidigte: »Wenn er nun aber solche Lust zur Musik hat und amend zum Musiker geboren ist, dann soll er meinetwegen schon früh damit anfangen. Dann kann auch die Harmonika draufgehn, so schwer es mir fiel, die paar Mark für das Ding abzusparen.«

»Musiker haben auch nichts. Sie sollen alle viel saufen«, gab die Mutter zu bedenken.

»Du denkst nur an die Speckfiedler und Blechpuster, die hier auf den Höfen spielen, und dann wohl noch an die in Cafe Sprind am Sonntagnachmittag. Ich will ihnen nichts nachsagen. Manch einer darunter kann gewiß Tüchtiges und hat bloß kein Glück gehabt. Es gibt aber noch ganz andere, die es zu was bringen. Ist doch immer ein schöner Beruf, den Menschen das Herz leichter zu machen mit der Kunst. Wir armen Menschen haben's oft schwer und traurig auf Erden. Die Musik macht alles leichter.«

Walter hatte auf der Mutter Mahnung nicht gehört und stunkte seine Monika immer wilder. Es mochte ihn ärgern, daß die Eltern sich heut seinem Spiel gegenüber so gleichgültig verhielten und nicht wie sonst beifällig lachend ihm zunickten. Was sie da sprachen, galt anscheinend ihm, aber er verstand es nicht. Dunkel empfand er nur die Unzulänglichkeit seiner Musik und machte jetzt einen energischen Versuch, den Beifall seiner Zuhörer zurückzuerobern. Er riß seinen Mund weit auf und begann durchdringend zu singen:

»Meine Frau, die muß musikalisch sein,
sonst widd, sonst widd wohl nie was daus!«

Irgendwoher hatte er es aufgeschnappt, die erheiternde Wirkung mehrfach erprobt und genoß auch jetzt wieder den Triumph seines anspruchsvollen Sehnsuchts-gesanges. Die Eltern lachten.

»Da hörst du's – – –.« Der Vater plinkte der Mutter vergnügt zu, schob die Brille auf die Stirn und wischte sich die von Rührung nassen Augenwinkel. Und Walter quetschte seine Monika und sang sein erstes Sehnsuchtslied in endlosem Wiederholen.

Aus: Walters Lehrjahre

Mit einem prächtigen grünen Arbeitsschurz angetan, blütenweiß hemdärmelig, wie er's bei den anderen gesehn, stand Walter am Montagmorgen in der Werkstube und stellte zu seiner Beruhigung fest, daß es darinnen heute, nach einem Sonntag Arbeitsruhe, noch nicht so gräßlich stank. Und nun erschien der Meister, von Walter mit einer recht höflichen Verbeugung begrüßt. Herr Suggel rückte ihm dicht auf den Leib, reckte sich ein wenig und schrie ihm etwas ins Gesicht. Erschrocken kippte der Angebrüllte ein wenig rückwärts – er hatte bei solcher Sprechweise natürlich nichts verstanden. Aber wieder etwas gerochen: des Meisters Atem kam spürbar aus stark alkoholischen Gründen. – Mühsam faßte er sich und wies mit scheuem Lächeln auf seine Ohren: »Ich höre gar nichts...« Der Meister riß Mund und Augen auf und starrte auf seinen neuen Lehrling. »Gar

nichts? ...« Dann fuhr er sich mit der Hand in die dunklen Locken, hob die Schultern und sah ratlos vor sich hin. Walter hätte ihm erklären sollen, daß man langsam und in einigem Abstand zu ihm sprechen müsse, damit er die Worte ruhig von den Lippen lesen könne. Aber diese erste Begrüßung hatte ihn so peinlich verwirrt, daß er kein Wort herausbekam, still dastand und an der Unterlippe nagte. Konnte er schon wieder gehn?

Herr Suggel machte ärgerlich kehrt, ging an seinen Meistertisch, schien zu überlegen und schrieb. – Schrieb er ihm den Laufpaß? Nun reichte er Walter den Zettel. »Dein Name?« stand darauf!

Herrgott! Nur nach seinem Namen war er gefragt worden, und er hatte das wegen der ungeschickten Sprechweise des Alten nicht verstanden. Der könnte ihn für einen Halbidioten halten... Walter straffte sich. Nun aber aufgepaßt! Alle noch gebliebenen Sinne zusammengerissen und dem Manne zeigen, daß man keineswegs so dammlich ist. Den ersten üblen Eindruck verwischen.

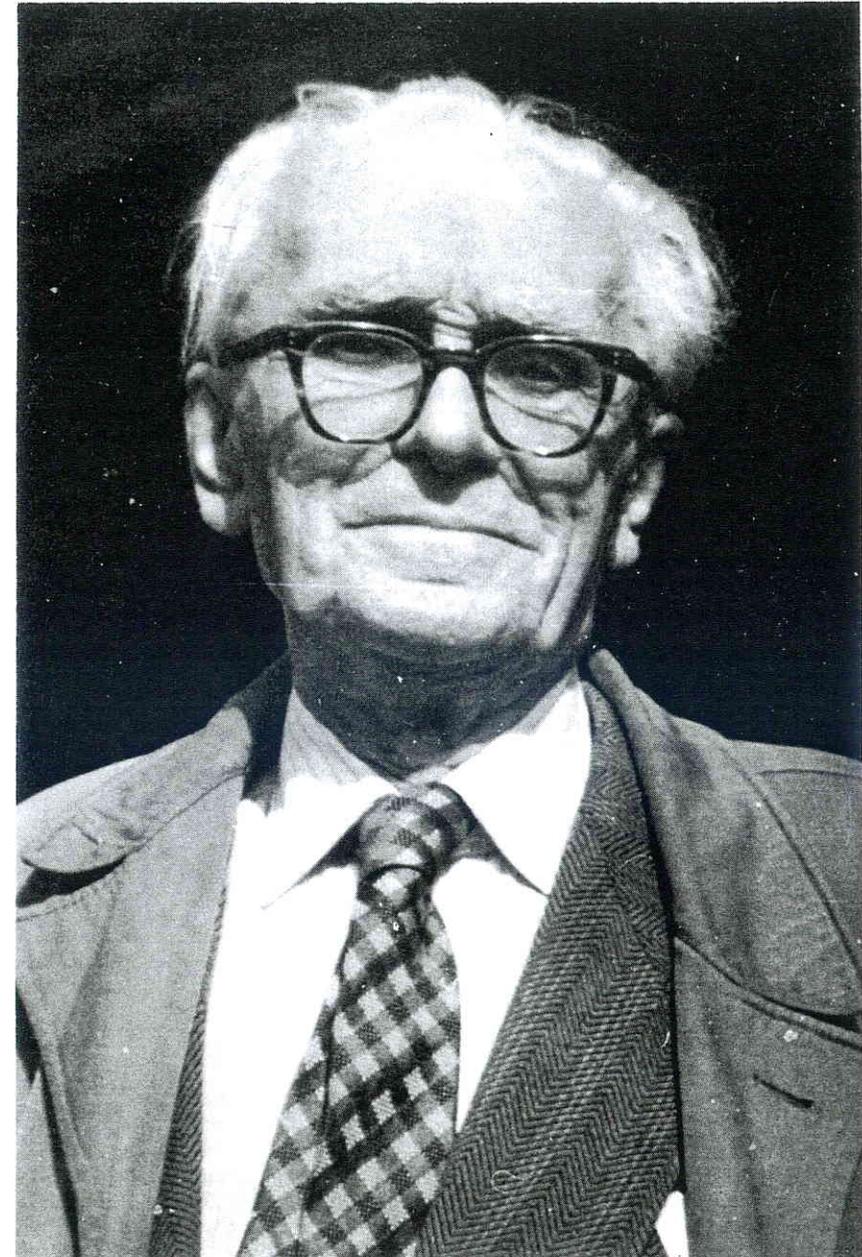
Der Meister hatte sich an den Tisch gesetzt, nahm Nadel und Faden und weißen Zwirn und hieß Walter aufmerken. Er heftete linierte Blätter in blaue Deckel. Schreibhefte!

Das war nicht schwer nachzumachen. Nachdem man noch den richtigen Buchbinderknoten eingeübt hatte, ging die Sache flott vonstatten. Herr Suggel sah eine Weile zu, schien zufrieden und ließ Walter bald allein weiter arbeiten. Der stichelte und knotete drauflos, ohne aufzusehen. Mit Fleiß und Geschick dem Meister beweisen, daß man trotz der Taubheit ein verständiges menschliches Wesen ist! Walter gegenüber saß ein etwa gleichaltriger Mensch bei derselben Arbeit, das war wohl der nächstälteste Lehrling. Eine Vorstellung hatte Herr Suggel für überflüssig gehalten. Ab und zu warf jener einen Blick nach dem Neuen hinüber, eigentümliche Blicke, zunächst mißtrauisch, dann fast angstvoll und verdrossen.

Walter merkte bald, daß sein Arbeitstempo dem des andern gleichkam. Ärgerte das diesen, der hier jedenfalls schon längere Zeit arbeitete? Walter begann seine Schnelligkeit zu mäßigen. Nur nicht wieder wie damals in der Präparandenanstalt durch übertriebenen Fleiß andere Leute reizen und gegen sich aufbringen. Wenigstens nicht gleich zu Anfang Dunkles und Bedrohliches heraufbeschwören in dieser ihm unbekanntem Arbeitswelt. Auch seine Tugenden soll man nur vorsichtig leuchten lassen, sie sind leicht dem Mißverständnis und dem Neide ausgesetzt!

Doch schon am Nachmittag legte der Meister seinem neuen Lehrling einen beschriebenen Zettel vor die Nase: »Du hast es jetzt raus. Nun will ich mal sehn, wer von euch beiden am meisten schafft. Also jeder behält, was er geheftet hat, und am Abend wird ausgezählt.« Walter erschrak. Nun wurde er doch wieder in den Wettstreit getrieben! Klugheit riet ihm, seinen Arbeitskameraden auf keinen Fall durch Mehrleistung zu ärgern, aber das gleiche zu schaffen, das hielt er für angemessen.

Gegen Abend ging's ans Auszählen. In Päckchen zu fünf und zwanzig Schreibheften sollte jeder seine Arbeit aufstapeln und zwei schöne blauweiße Türme wuchsen auf der Tischplatte empor. Wird des neuen Lehrlings Stapel an Höhe zurückbleiben vor dem des andern?



Da, während Walter sorgsam zählte, bemerkte er, wie sein Gegenüber flink von unten herum nach den ungezählten Heften seines Mitarbeiters griff und eine schöne Handvoll davon seinem Stapel zuteilte, dessen Wachstum rapide fördernd. Schnell legte Walter die Hand auf das Seine: »Bitte, dies hier ist meines. Herr Suggel wünschte – «

Weiter kam er nicht. Der Ertappte lief rot an, griff trotzig noch einmal hinein in Walters Arbeitsleistung und holte mit den gestohlenen Heften zum Schlage aus gegen dessen Kopf. Zwar wagte er nicht, zuzuhauen, aber mit bösem Gesicht schrie er seinen Lehrbruder an: »Hol dien Fräet!« Ganz deutlich las Walter es ihm vom Munde. Der staunte den andern einen Augenblick an, biß sich auf die Lippen und schwieg. Er war im Hinterhaus aufgewachsen, hatte die Leute dort in ihrer Weise reden und schimpfen gehört, aber die zwei Jahre Taubheit hatten ihn diesen Umgangstönen entfremdet. Er begegnete ihnen mit stummer Abwehr. Ob es hier immer so zuging? ...

Während er still weiter arbeitete, dachte er so vor sich hin. Merkwürdig, daß ihm das altbekannte »Hol dien Fräet!« hier als erstes Wort begegnen mußte, das er einem Menschen klar vom Munde ablas! Bedeutete das vielleicht mehr als nur den Wutschrei seines glubschen Lehrkameraden? Ei, wenn das ein Warnruf höherer Mächte gewesen war! Still sein zu allem, was er hier sah und erlebte – das könnte wohl manchmal schwerfallen. Aber es war jedenfalls das Geratenste, weil jede moralische Empörung hier überflüssig und nutzlos gefährlich für ihn sein konnte. Nein, er wollte es diesem jungen Menschen nicht viel verdenken, weder den »Grabsch« noch die Grobheit. Wer weiß, woher er kam. Und er hatte ihm als Leitspruch für die bevorstehenden drei Lehrjahre diese weise Lebensregel ins Gedächtnis schreiben müssen: »Hol dien Fräet!«

Walter lächelte still vor sich und beschloß, danach zu verfahren, schweigend und beherrscht zu bleiben bei ehrlichem Pflichttun. Freilich – gute Freundschaft mit dem Knaben, der da dicht vor ihm saß – das war wohl schlecht möglich. Schade ...

*

Es kam eine feierliche Zeit für die deutsche Herrenwelt, die Zeit der Zylinderhüte. Die schwarzblanken »Wichstöpfe«, die sonst nur bei festlichen Gelegenheiten in Freud und Leid aus der Hutpaudel geholt wurden und dann ihren Träger wie mit magischer Gewalt aus dem Alltag emporhoben zu würdiger Haltung und Feierstimmung, die hohen Hüte wurden mit einem Male hochmodern und als allgemein und jederzeit benutzbarer Kopfschmuck anerkannt. Besonders an Sonntagen sah man lange Reihen der schwarzen Baumstümpfe auf den Häuptern der Herren die Hauptstraßen hinunter, durch die Tore hinaus und die Alleen entlang schweben. Und zu dieser hochstrebenden Tracht gehörte ein ebenfalls hochgebauter, fast handbreiter Stehumlegekragen, während der »Schwalbenschwanz« in gedämpften Farben nach unten hin mit langen Schößen zur Erde strebte und die Schlankheit der Figur schneidig betonte. Es schien, als hätte ein Traum von friedfeierlichen Biedermeiertagen die neue Herrenmode geboren.

Vater Gottlieb bügelte eine Weile an seinem alten Zylinderhut herum und fand ihn dann für ausgeföhig. Er war ein kleingewachsener Mann, und ihm war es schon recht, daß er sich durch einen hohen Hut beträchtlich höher gestalten konnte. Walter hätte nun auch gern einen Zylinder besessen, man fiel bereits

peinlich auf, wenn man am Sonntag etwas anderes auf dem Kopfe trug. Wären nur nicht die Anschaffungskosten für seine Verhältnisse gar so hoch gewesen! Hatte er sich doch in jugendlichem Übermut eine Dauerkarte für den Tiergarten geleistet. Ach, er spürte jetzt unbeschadet seiner heimlichen Innenkultur eine so jugendoffene Empfangsbereitschaft für das große Leben in sich wachsen und entschuldigte sie vor sich selbst: wenn er wirklich mal – hm hm – ernsthaft zur Feder greifen, Schriftsteller werden wollte, dann müsse er Leben und Menschen beizeiten besser studieren und nicht nur von den Büchern her kennenlernen. Es war schon schlimm genug für ihn, daß ihm das verriegelte Ohr ein Belauschen der Menschenseelen unmöglich machte. Da wollte er sie wenigstens in ihren Gesichtern und ihrem Gebahren beobachten. Der Tiergarten bot dazu gute Gelegenheit. Wenn man so am schönen Sommerabend an der taghellen Hauptpromenade, der »Rennbahn« saß und die endlose Reihe der geputzten Besucher auf- und abwallen sah, schwatzend, klatschend, flirtend, Musik genießend, – welche Fülle von Gestalten und Angesichtern, wieviel Schönheit, Torheit und Glück. Ja, hier erlebte man ein gut Stück der Königsberger »besseren Welt«, und es ließ sich zu der äußeren Erscheinung allerhand vom Schicksal und Leben der Leute hinzudichten. Oder man konnte auch ruhevoll und erhaben mitschweifen in dem langsamen Marsch der Glücklichen. Freilich mußte man dann in anständiger Garderobe sein! Nun – für den Schwalbenschwanz hatte Vater Gottlieb, für den Stehumlegekragen und modernen Schlips Schwester Hannchen längst gesorgt, – es fehlte nur noch der Zylinder!

Da kam Walter die Liebe zu Hilfe, die Liebe des Freundes Otto zu Lieschen. Beide wollten Hochzeit machen und baten Walter als »guter Mann«, als Trauzeuge gütigst gegenwärtig zu sein«. So war nun der Kauf eines Zylinders vollkommen gerechtfertigt, wenn auch beinahe das letzte Geld drauf ging.

Gleichwie Walters Einsegnungshut war auch dieser Zylinder etwas zu klein geraten, er saß nicht recht fest auf des Besitzers sonderlich geformten Kopfe. Das erzog diesen aber auch wieder zu sorgsam aufrechtem Dahinschreiten – sein langer Rücken begann sich vom Stehen am Wertisch zu krümmen, mehr noch wie einst vom Sitzen auf dem Schneiderstuhl. Sonst aber machte der ganze Jüngling im Sonntagstaat den Eindruck eines stattlichen Modeherrn. Sein junges Herz stellte mit Genugtuung fest, daß er an Respekt bei allen Bekannten gewann, die ihm sonntags in dieser Aufmachung begegneten. Kürzlich hatte ihm ein altes Bettelweib in Luisenwahl vor allen Leuten demütig einen Handkuß aufgedrungen, als er ihr großherrlich einen blanken Groschen überreichte.

Die fröhliche Hochzeitsfeier war vorüber, der Zylinder florierte weiter. An den »billigen Sonntagen« mußte Vater mit ihm in den Tiergarten. »Jung, was brauchst du noch einen Zylinder, wo du schon so ein langes Ende bist!« hatte der Vater zuerst mißgünstig gemeint. Die neue Mode versprach ihm erfreulichen Ausgleich zwischen den auffallend verschiedenen Körperlängen bei Vater und Sohn – und nun hatte Walter durch seine Selbsterhöhung die Proportion doch wieder verdorben! Immerhin sahen beide, wenn sie so nebeneinander durch den Sonntag spazierten, recht nobel aus und nicht gerade wie Eingeborene der Unterlaak. Da geschah es an einem hellen Sommerabend, als sie wohlgemut ihrer Heimatgasse zustrebten, daß Vater Gottlieb am Gipfel des steilen Rollberges strauchelte und lang hinfiel. Sein Zylinder machte sich selbständig und begann den Berg hinabzurollen. Erschrocken hatte sich Walter zu seinem Vater niedergebückt und half ihm auf die Beine. Da nahm auch seine schlecht sitzende Kopfröhre die

Gelegenheit wahr, löste sich vom Schädel und folgte eilig dem vorankullernden Vaterhut. Beide Ausreißer wären ein gut Teil früher als ihre Besitzer auf der Laak angelangt, hätte sie nicht Walter mit seinen langen Beinen schnell eingeholt. Da standen nun Vater und Sohn, bürsteten mit dem Ärmel ihre besudelten Behauptungen zurecht, lächelten einige amüsierte Zuschauer verschämt an und sprachen dann zueinander: »Das mag schön ausgesehen haben! Hoffentlich war kein Bekannter auf der Straße . . . Vielleicht wollten wir zu hoch hinaus . . .« Und sie beschlossen, die »krätschen Wichstöpfe« bis auf weiteres in die Paudel einzuwerkern und, der lächerlichen Zylindermode zum Trotz, mit ihren bewährten Melonen spazierenzugehen . . .

*

Die Fotografen waren billiger geworden. Sie machten's jetzt auf Postkarten, drei Stück für eine Mark. Auf Wunsch und zu festlichen Gelegenheiten wurden die Karten mit stimmungsvollen Vignetten verziert. Der Fotografierte sah sein Abbild je nach dem festlichen Anlaß von Weidenkätzchen und Osterblumen, von Birkenzweigen mit Maikäfern oder zu Weihnachten von einem beschnittenen Tannenkranz umgeben. Diese so sinnig umrahmten Bildnisse schickte er als Glückwunsch und Gabe zugleich seinen Freunden und Bekannten.

Auch Walter konnte nicht widerstehen. Auch er leistete sich diesen praktischen Luxus und ging zum Fotografen. Seit seiner Konfirmation hatte er sich noch nie im Bilde gesehen. Nun starrte er betroffen auf das eckige, glatte und dabei seltsam finster blickende Gesicht, das die Karte ihm als das seine wies. – Das Antlitz sollte doch der Spiegel der Seele sein. Dann log sein Gesicht! Denn seinem bewegten, frohwilligen Innern gemäß, wie er sich kannte, hätte er anders ausschauen müssen. Viel lebendiger, vor allem freundlicher! Auch Vater Gottlieb, nachdem er das Bild lange still betrachtet hatte, sah seinem Sohn mitleidsvoll ins Auge und meinte: »Du siehst so verzagt aus . . .«

Nanu! mit zwanzig Jahren, kurz vor der Freisprechung und mit einem heimlichen Heft voller Gedichte in der Schublade verzagt aussehen? Widersinn! Walter ärgerte sich, er wollte durchaus nicht mies aussehen, denn er war höchst selten mal ein Trübsalbläser.

Er beschloß also, sein trügerisches Äußere zu verbessern und seinem Gesichtsbilde eine frischere Note zu geben. Er ließ sein sprossendes Bärtchen wachsen, und als ihn die Innung wenige Wochen vor Ostern nach der Jubiläumshalle bestellte, damit er dort seine theoretische Gesellenprüfung ablege, da prangte bereits ein eindrucksstarker, flott aufgewirbelter Schnurrbart auf seiner Oberlippe. Er schien ihm selbst schon gar zu forsch für ein Lehrlingsangesicht...

. . . Man folgt zu Ende des gründungsfrohen neunzehnten Jahrhunderts in Königsberg nur zögernd und unbeholfen dem Zuge der Zeit. Und die Kulturbewußten und Fortschrittlichen haben einen schweren Stand gegenüber den Abgekehrten oder den Erwerbsthüchtigen, die in der rührigen Handelsstadt mit den vielen stolzen Schiffen auf dem Pregel eine gewichtige Stimme haben. Als man anfängt, sich zu regen und Altes dem Neuen zu opfern, leistet man sich zunächst einen merk-

würdigen Schildbürgerstreich. Man reißt Immanuel Kants Wohnhaus ab, weil der Boden, darauf es steht, für die Erweiterung eines anliegenden, modernen Geschäftshauses besser verwertet werden könnte. Und an dies letztere nagelt man dann eine marmorne Tafel, auf der in goldenen Lettern die vollbrachte Untat, diese törichte Selbstberaubung, stolz der Nachwelt mitgeteilt wird. Kant hätte ja ein schönes Denkmal auf Königsgarten bekommen, so meint man entschuldigend, auch sei sein Geist besser im Reich der Geister und in den Herzen seiner Nachfahren zu suchen als hier in seinem altmodischen, bescheidenen Wohnhäuschen, das übrigens das moderne Straßenbild stören könnte. Ja, – das Erinnern an Kant wohnt immer noch in den Herzen auch der geringsten Königsberger, und sein Name klingt dort noch manchmal leise auf, in Liebe zum Altwürdigen gesprochen. – Eines Tages kommt Schneider Lippke zu Vater Gottlieb und berichtet, etwas aufgeregt: »Weetst schon? Nu wadd ok dem ohle Kant sien Huske affgebroke. Worom? Äwerall bue se jetzt groote Hüser. Dat Ohle, Kleene öss doch oawer ook ganz scheen!«

Am Feierabend geht Vater Gottlieb mit den Seinen die Geschichte sich anschauen. Da ragen schon die kahlen Sparren über den kleinen Fenstern des stillen Häuschens gen Himmel wie nach einem Brande. Man begibt sich noch nach Königsgarten und hält vor dem Kantdenkmal von Rauch eine kleine Andacht. Bewundert Kants Perücke, seinen Dreispitz und die ganze altmodische Kleidung. Bedauert ihn ein wenig, weil er haschrig gewachsen ist und vom vielen Studieren solch krummen Rücken bekommen habe. Man weiß nichts von Kants Wirken und Werken –, aber man hat eine treuherzige, ehrfurchtsvolle Liebe für den berühmten Sohn dieser Stadt, er stimmt gut zu ihr in seinem grauen, unscheinbaren Äußeren, das doch voll so tiefen Gehalts, – und war Kant nicht auch nur der Sohn eines kleinen Handwerkers? Und hat's doch so weit gebracht, der liebe »ohle Kant«! Und ging man nicht an seinem »ohle Huske« in der Prinzessinnenstraße immer mit andächtigem Lächeln vorüber? . . .

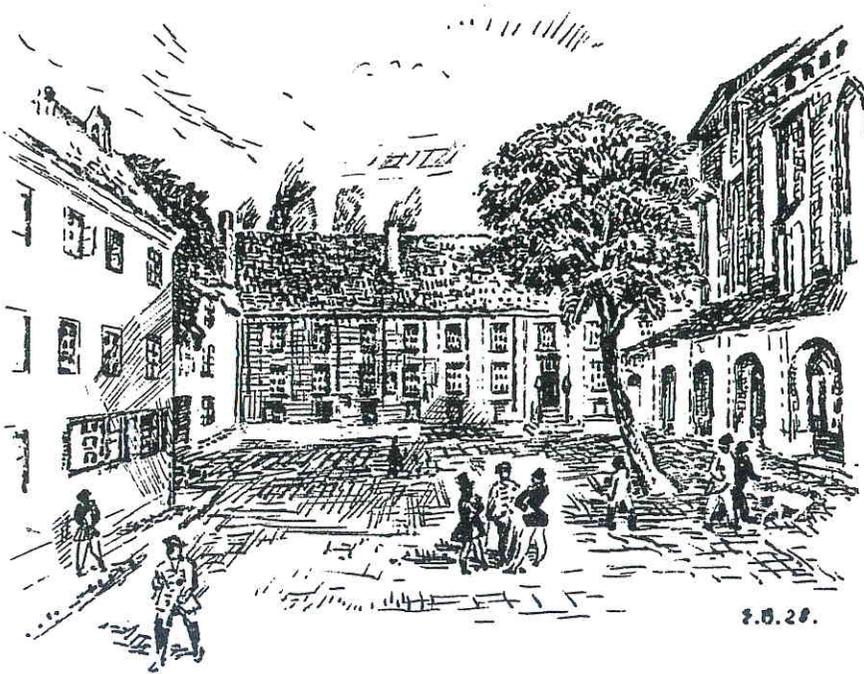
Kant geht zur Vorlesung

Es geht auf sieben – Zeit wird's fürs Kolleg!
Nochmals das Barometer konsultiert –
Ein Prieschen noch – Der Diener präsentiert
schon Hut und Stock für den gewohnten Weg.

Treppnieder steigend lauscht Kant dem Gespräch,
das seine Köchin mit der Katze führt,
sein ernst Gesicht ein feines Schmunzeln rührt,
dann auf die Straße tritt er, die sich schräg

zur lauten Altstadt senkt, das Schloß entlang,
den feinen Körper trägt gemessner Gang,
das große Haupt neigt sich wie forschend vor –

Kant späht zum Pregelkai ins Marktgetöse,
dann geht's durch Gäßchen – Und die langen Schöße
des braunen Rocks verschluckt das Domhoftor.



Aprilsonnabend

Im Frühlingswind die weißen Wolken wehn
wie helle Fahnen über meiner Stadt.
Die Häuser all' mit blanken Augen stehn,
das kleinste Häuslein jetzt ein Herze hat
und schlürft die Frühlingssonne in sich ein
durch seine aufgesperrten Fensterreih'n.
Wie frischgescheuert dehnen sich die Straßen
und streben fort in junge Maienaun,
Die Türme recken ihre stolzen Nasen
und woll'n den Lenz drauß' vor den Toren schau'n.
Die alten Giebel dort am Markt umher,
sie staunen schnüffelnd in die Blumenpracht,
die frühe Landfrau'n in die Stadt gebracht,
die bunten Körbe werden eilig leer,
und jedes Mütterchen trägt einen Strauß
von Anemonen in der Hand nach Haus.
Und morgen wirst du, wenn das Wetter schön,
die ersten weißen Mädchenkleider sehn.

An Königsberg

Seltame Liebe zu dämmernden Gassen:
Steinerne Stadt wird dem Herzen zur Welt,
daß es sie möchte wie Mutter umfassen,
der es mit Banden des Blutes gesellt.
Wer kann ermessen, wieviel ihm gegeben
Wege und Wände, die lang er gewohnt?
Engten auch Wege und Wände sein Leben,
ward's ihm mit Kräften der Liebe gelohnt.
Tausendmal bin ich die Straßen gegangen,
alltagsgeblendet und trotzendes Tier. –
Aber da nahm mich die Ferne gefangen,
und dort erwacht meine Heimat in mir:
Stadt, meine Stadt mit den steigenden Straßen,
wasserdurchflutet und seewindumsungen –
Hafenetöse und Schloßturmliedblasen
haben von Kind auf mein Werden umklungen.
Singen auch heute mir oft in die Stille
Trutzlied des Lebens, das betet und schafft.
Red' ich, so redet der Heimatstadt Wille,
schaff' ich, so handelt der Heimatstadt Kraft.

Aus: Mimo und ich

An einem schneestillen Januarabend führte ich sie zum erstenmal in meine Junggesellenbleibe. Zierlich klein, in schwarzen, weißverbrämten Pelz gehüllt, stand sie ein Weilchen still und musterte neugierig Möbel und Wände. Schritt dann auf die cremefarbenen Voilegardinen zu und begann spielerisch an ihnen zu zupfen. Ein wenig besorgt um meinen Fensterschmuck, suchte ich sie abzu lenken und nötigte sie auf meinen "Bischoffssitz", einen ehrwürdigen grünen Ohrensessel, den mir das Malerehepaar Eduard und Gertrud Bischoff zur Vervollständigung meiner ergänzungsbedürftigen Einrichtung geschenkt hatte. Die Kleine nahm ohne Zögern Platz und schaute mit großen, schönen Augen zu mir empor: „Was nun?“ — „Kleiner Imbiß gefällig?“ Ich holte aus der Küche einige vorbereitete Leckerbissen.

Nein, sie mochte nicht, – war jedenfalls von der Winterreise zu mir und von der Veränderung des Milieus zu sehr ermüdet und verwirrt, kuschelte sich in den Sessel und schlummerte ein. Da hielt ich es für angebracht, nicht weiter zu stören und stieg bald in meine Bettcouch. . . . Es wurde heller Tag. Ich setzte mich auf die Armlehne des Sessels und streichelte der nunmehr Erwachten das schwarze, glänzende Fell. Sie ließ es geschehen, gönnte mir einen kurzen Aufblick und ein zustimmendes Miau, hob dann eines der zartweiß beschuhten Pfötchen, führte es an die rosige Zunge und begann eine gründliche Morgenwäsche. Nachdem sie damit fertig war und auch die am Abend vorher verschmähte Speisung genehmigt hatte, regte sich der den Katzen innewohnende Trieb zur Erforschung

fremder Räumlichkeiten. Jeder Winkel im Zimmer wurde beschnüffelt, Türen kannte sie schon und wußte, daß noch etwas dahinter steckt. Ich verstand ihr Kratzen an der Türritze, öffnete und ließ sie auch die Wohnküche inspizieren. Nachdem sie noch das inzwischen bereit gestellte Schälchen mit Sand zweckentsprechend benutzt und mit gutem Willen, alles schön zu verscharren, noch eine Weile lang auf der bloßen Diele herumgekratzt hatte, schien sie zufrieden mit ihrer neuen Behausung, begab sich zurück ins warme Wohnzimmer und sprang ohne weiteres auf meinen Schreibtisch.

Na, meinetwegen. – Ich setzte mich zu ihr an den Tisch und begann zu arbeiten. Ein sauberes Kätzchen, wohl gestaltet und hübsch gezeichnet als Zuschauer vor mir zu haben, das lasse ich mir gern gefallen. In besinnlichen Pausen ruht das Auge bewundernd auf dem wohl gelungenen Schöpfungsstück, die Hand streichelt das seidenweiche Fell, und man schaut einander in stiller Vergnügtheit am Leben in die Augen. Und meiner kleinen Zuschauerin Augen waren groß und schön. Das geheimnisvolle Dunkel der Pupille, bald starr, bald mit jedem Lichtreiz sich verändernd, stand auf bernsteingoldigem Grunde. Der Blick ging in jugendlicher Bewegtheit noch etwas unruhig hin und her – jetzt aber verweilte er aufmerksam, fast lauernd auf den hüpfenden Typen meiner Schreibmaschine. Und nun hob sich das weiße Pfötchen und haute mitten drein in den blinkenden Tanz der Buchstaben. Der Spieltrieb der jungen Katzen war erwacht, und ich ließ ihn ohne Rücksicht auf mein verdorbenes Manuskript gewähren. "Sehr nett von Dir, Kleine, daß Du mir helfen willst... Aber sag erstmal, wie ich dich nennen, dich rufen soll, du niedliche Stenotypistin!" – Ich faßte an das spitzige Katzenohr, und erschrocken zuckte das Tier zurück. Mir fiel ein, daß ich dies Zusammenzucken bei körperlicher Berührung schon mehrmals bemerkt hatte: "Eine nervenzarte Katze also – das ließ auf einige Intelligenz, wohl auch auf Empfindsamkeit der Tierseele schließen, es war ja auch eine "weibliche Katze!" Wie eine Mimose – ", sprach ich vor mich hin und hatte damit den Namen für mein Haustier gefunden. "Mimo, Mimo sollst Du heißen, hörst Du?" Mehrmals sprach ich ihr den Namen ins Ohr und sie schien einverstanden. Ihr Name war das erste Menschenwort, das sich in ihrem kleinen Hirn befestigte, sie reagierte darauf, von nun ab sofort.

Schau deines Tieres Blick
sich bittend zu dir heben:
" Ich ward dir hingegeben,
und du lenkst mein Geschick.
Bedenk es: Mein Geschick!
Gott gab dich mir zum Gotte –
Wie du aus dumpfen Trotte
dich sehnst nach Lieb und Glück,
so bettel ich vor dir,
daß meiner kleinen Seele
der Liebe Strahl nicht fehle;
du hast ihn, gib ihn mir." –

... Mimo schien bald bemerkt zu haben, daß ihrem Herrn Freunde die allgemeine Gabe des Gehörs versagt, vielmehr abhanden gekommen war. Sie war, wenn sie etwas wünschte, immer zu mir auf den Tisch gekommen, hatte mich großäugig angeschaut und zu miauen begonnen. Es handelte sich meistens um Öffnung der Tür zu ihrem Sandschälchen oder zu ihrem Freßnapf, um ihren Appetit auf Pörrs.

Manchmal aber schien es auch Langeweile und Bedürfnis nach Unterhaltung zu sein, mal auch Verlangen nach "Adagehen". Wenn wir einander nicht recht verstanden, dann machten wir "Bock, Bock!" und drückten die Stirnen gegeneinander, was sie zum Spaß gerne tat. Ich konnte mir dabei ja Törichtes einbilden: es ginge aus meinem Menschenhirn eine feine Strömung in das Hirn des kleinen Tieres über, dort winzige Teile einer eignen Intelligenz anregend, an ein seelisch Verlangen nach Mitteilung rührend, das sich dem Freunde Mensch so schwer verständlich machen kann. Kommt man diesem Wunschdrang liebevoll forschend entgegen, versteht und folgt ihm, dann ist die Freudenäußerung beim Tier oft überraschend groß und der Dank mit zärtlichem Anschmiegen und eigenartigen Lauten rührend. Ein besonderes Erfreungs- und Beruhigungsspiel war dies: War ich mal durch irgend etwas in gute Laune versetzt worden, dann nahm ich meine Katze auf den Arm und tanzte pfeifend mit ihr durchs Zimmer. Mag närrisch genug ausgesehen haben, doch gab ich guten Freunden gern mal dies drollige Schauspiel zum Besten und tanzte ihnen den "Mimowalzer" vor. Mein Tierchen lag mir dabei rücklings wie ein Kleinkind im linken Arm und staunte mit goldig strahlenden Augen wie bewundernd auf meinen pfeifenden Mund. Schließlich konnte sie wie in magischem Bann es nicht lassen, ihr Vorderbeinchen zögernd auf meine Wange zu legen. Ein Kind könnte das nicht niedlicher machen. Meine immer wilder werdenden Tanzschritte ertrug sie geduldig, obwohl Katzen heftiges Bewegtwerden nicht lieben. Aber das Pfeifkonzert mußte dabei sein, wie der Fakir seine Schlange durch Flötenöne zu bannen und wohl auch zu erfreuen vermag. Vielleicht mochte meine kleine Mitspielerin derartiges auch deshalb gern tun, weil die Schlaue wußte, daß sie nach solch hübschen Unterhaltungen meistens einen Leckerbissen bekam.

Vergebliche Einladung

Kleine, liebe, bunte Gäste
draußen auf dem Fensterblech,
kommt nur, kommt zum Frühlingfeste,
längst schon lief der Winter weg.

Freche Spatzen, flinke Meise,
Buchfink, dick und wenig scheu –
Jeder so nach seiner Weise,
seinem Wesen froh getreu.

O, wie würd es mich beglücken,
kehrt heut ihr zu mir ein,
hier auf meinem Tisch zu picken
feine süße Bröselein.

Auch das Eichhorn könnte kommen
und der grüne Frosch im Gras,
jeder wär gern aufgenommen,
und für jeden hätt ich was.

Ei, das gäbe ein Erzählen,
wie's sich fliegt und springt und lebt,
wie in Tier- und Menschenseelen
Gottes froher Wille lebt. –

Doch sie ahnen nicht die Liebe,
die mein Herz für alle hegt,
naschen draußen scheu wie Diebe,
was ich ihnen hingelegt.

der olle laaksche
Walterscheffler

Heitere Lebensphilosophie

Der Schriftsteller Walter Scheffler, der diese Zeilen schrieb, nannte sich »Walter von der Laak«, originell deshalb auch die originelle Unterschriftzeile »der olle laaksche Walter Scheffler«, die er einem Brief an seinen Freund August Schukat einfügte. Der geborene Königsberger, der seit seiner Jugend völlig taub war, hatte die Gottesgabe des Humors; seine heitere Lebensphilosophie könnte manchem als Beispiel dienen, der über alle fünf Sinne verfügt.

Ruth Maria Wagner

Herr Walter von der VOGELWEIDE
hat einst in Tagen, grau verklungen,
von deutschem Leben, deutschem Leide
manch unvergänglich Lied gesungen.

Herr Walter von der LAAK versuchte,
zu singen auch in spätern Tagen,
nachdem er eine ganz verfluchte
Tracht Schicksalsprügel heimgetragen.

Er sang nicht grade als ein Meister.
Ihn störten leider Laaksche Düfte.
Doch schließlich mit Geduld und Kleister
schob er sich raus in rein're Lüfte.

Darüber welkten seine Wangen,
verklang sein Sehnen und sein Lieben.
Doch wie es mit ihm angefangen,
in diesem Büchlein stets geschrieben!

Postkartengrüße

Kommst du tief in hohe Jahre, trag es lächelnd, würdevoll,
daß ja niemand rings erfahre deinen insgeheimen Groll.
Mühe dich trotz manchem Übel überlegen stramm zu stehn,
wie ein alter Fachwerkgiebel: unmodern und dennoch schön!

Hab alle Energie verloren und fühle mich wie neugeboren –
Denn mittels seiner Energie macht sich der Mensch die meiste Müh!

Mitunter ist mir so, als wenn ich aller Dinge Tiefstes kenn!
Dann wieder ist mir so, als ob ich vor dem allen steh als — Oap!

Tu, was du willst, nur laß es dir gelingen!
Dann wird man jubelnd dir ein Ständchen bringen. –
Doch wenn's mißglückt, trotz deiner edlen Triebe,
erwarte weiter nichts als Hiebe, Hiebe, Hiebe!

Euer
oller Walter von der Laak,
Kurzlyriker.

Autorenabend

Nun endlich haben wir den lang erhartten
Autorenabend und – der Saal bleibt leer,
Herr Mosewitzki liest die sehr aparten
tief-schönen Lieder vom geschwollnen Meer.
Das Fräulein dort hat sichtbar Magenleiden.
Es möchte gehn.

Doch der Autor ist ziemlich unbescheiden;
er liest und liest. Die Uhr wird Zehn.

Ein alter Herr dort krümmt sich wie ein Affe,
verschränkt die Beine, und sein Haupt sinkt schwer.
Doch der Autor greiftforsch nach der Karaffe,
spült sich den Schlund und liest noch mehr!

Ja, unerschöpflich sind die Dichterherzen . . .
Nun endlich ist es AUS.
Aus einem Dutzend dankerfüllter Herzen
braust der Applaus!!!

Diskussion

Der Redner wünscht, daß man ihn höre
und nicht durch Zwischenrufe störe . . .
Sein Gegner wünscht, – nach Handaufheben –
schnellst seine Meinung kundzugeben.
Ein Wutblick vom gestörten Sprecher
reizt nur noch mehr den Unterbrecher . . .
Was nun beginnt, ist schwer zu dämpfen,
es wird ein schaurig Geisterkämpfen.
Die Hörer im gefüllten Saal
empfinden anfangs dies als Qual . . .
Doch balde stimmen sie mit ein
durch Rufen, Schimpfen, Trampeln, Schrei'n.
Dem Redner schwindet die Geduld,
er steigt verzweifelt ab vom Pult
und schreit noch mal voll bitterem Hohn:
"Das ist verfrühte Diskussion!" –
Man geht nach Haus, total bedammelt . . .
Wozu hat man sich nun versammelt?
Die Lösung wichtiger Lebensfragen
muß man auf spätere Zeit vertagen. –

Mix kam zu Max

Mix kam zu Max und beide sprachen
von Wirtschafts-, Welt- und Lebenssachen.
Max sprach zu Mix: "Da siehst du's, Mann,
wie leicht man's besser machen kann."

Drauf Mix zu Max: "Gewiß, gewiß!
Doch seh ich da manch Hindernis.
Und mir will scheinen, mein System
ist aussichtsreicher und bequem."

Noch immer Max und Mix besprechen
die Heilung vieler Weltgebrechen . . .
Still geht die Sonne auf und nieder
und sucht die schöne Welt der Brüder! –

An meine alten Stiefel

Ihr Tragenden
und doch täglich Getretenen
mit dem tief faltigen Angesicht –
verzeiht!
Bin ich nicht selber ein Schuh,
auf dem ein größ'rer Geist
rastlos wandert durch die Vielfalt der Welt?
Geichwie ich euch geführt,
führte er mich
über steinige Straßen, durch blühendes Grün,
über den knirschenden Sand der Wüste,
wo ich jahrelang gefangen war.
Und auch der Sumpf der Verzweiflung
blieb uns nicht erspart! –

Da ihr nun müde war't,
müde und wund wie ich,
trug ich euch Leidende hin zur Werkstatt,
wo unter gröblichen Hammerschlägen
euch ein Meister versohlt und verjüngt. –
Mich, mein wandermüdes, wundes
Menschenherz, vom ruhlosen Geiste
wundgelaufen, stärkte mit harten,
härtenden Schlägen ein Größerer, Stärkerer:
Gott!

Spätsommer

Der leeren Stoppelfelder bräunlich Gold
dehnt müde sich bis zu des Waldes Rand.
Noch ist der Himmel dem erschöpften Land
mit einem letzten warmen Leuchten hold.

Am Horizont sich weiße Wolken heben;
im Wandern eine hüllt der Sonne Blick –
Es sinnt ein Herz in lächelndem Vergeben,
wieviel der Blüten ihm gereift zum Glück?

Was einmal Sehnsucht war, schläft wie erfüllt,
was Wachstum einst, ward Reife und Verzicht . . .
Spätsommersanft webt allverklärend Licht
um eines ausgeblühten Sommers Bild.

Spätherbsttag

Novembertag, du machtest seltsam müd.
In deinem Lichte schien die Erde älter,
es schlich so weh um die verlass'nen Felder,
wie die Erinnerung an ein fernes Lied.

Heut kam die Sonne nur wie Friedhofsgast,
der einsam geht, dem alle Kinder starben –
Der Pappeln Stämme schimmern bronzefarben,
in kahlen Wipfeln halten Krähen Rast

und starren traurig nach der roten Scheibe,
die kraftlos funkelnd dort gen Süden fällt –
Bald, bald beginnt das Winterleid der Welt.
Mein Vogelherz, wo hast du deine Bleibe?

Ins Herbstdunkel

In goldbedachter, herbstlicher Allee
gleich welken Händen Ahornblätter fallen.
Fahl trauern Birken wie in Abschiedsweh,
rot brennt der Buche Laub – Und über allen
kühlblau der Himmel, der verneint.
Zuweilen eine dunkle Wolke weint.

Ein Schönes stirbt, macht einem Neuen Raum.
Wir aber frösteln vor den Übergängen,
sehn unsre Welt sich mehr und mehr verengen,
und näher rückt des Abenddunkels Saum.
Zurückgewiesen von den lichten Wegen,
sehn wir die Nacht sich dichter um uns legen.



Vär Winachte

Witt öngemummelt liggt de Welt –
Ok goa so hen on dreem.
De Frost, de knöppt, dat Schneeke föllt,
et riekt noa Dannebeem.

Dat ös de röchtge Winachtsloft –
Mi warrt so week to Sönn.
Ök hevv mi e Hampelmann gekofft
on een Kommrut-kommrönn.

Ök kick mien Späältieg selig an.
Manch eener drellt sök om:
"Wat späält de möt dem Hampelmann?
So olt on noch so domm!" –

Nu huck ök oler Junggesell
ön miener Stoaw alleen –
Dat Mondke schient. Mi warrt so hell,
as kunn ök Geister seen.

Mien Späältieg mi ganz schummrig stömmt –
Moakt nich de Däär sök opp?
Mien Voader kömmt, mien Mudder kömmt
un striekelt mi dem Kopp:

"Wie freit ons dat, ons oler Sään,
dat du nich trurig granzt;
wi ös dat doch von di so scheen,
dat du noch spääle kannst.

De Mönsche wanke her on hen,
dat Glöck, dat stiegt on föllt –
Sulk späätiegfreidger Kinnersonn
buut sök sien bätre Welt . . ."

Leben bleibt

Herbstlich entkleidete Welt,
müd nach vollendeter Tat –
Furche im Ackerfeld
wartet auf neue Saat.

Fahret nur raschelnd dahin,
Blätter, vom Winde zerstreut –
Leben bleibt dennoch der Sinn
über dem sterbenden Heut!

Wenn ök so huck

Wenn ök so huck on de Sternkes säh,
blank öwerm schwarte Woold,
on hinnern Woold, doa ruscht de See, –
ök weet nuscht mehr vun Sorg on Weh,
ök bön nich jung, nich olt.
Dat plinkt mi to vun boawe her,
vum Woold her pust't mi an:
"Goah, goah, du Mönschke", röppt dat Meer,
"wat sönnst du doa so kriez on quer,
ons Herrgott ös de Mann!"
Wat froagt doa veel dien Mönschverstand;
de Herr ös veel to groot,
regeert de Stern, dat Meer, dat Land,
he höllt ok di ön siene Hand, –
ös allet, allet goot!"

O' Sommertage

Sonnefroh Wandern vom Strande zum Strand;
weitschauend Rasten im goldlichten Sand –
Gleich einer Sage
leuchtest du heute mir, seltsames Land.

Stiegst aus der Fluten Schoß,
leidend zu leben,
darbend zu geben –
wurdest im Leide licht und groß. –

Abend am Meer

Das Meer wie Milch – und breit hinein
die sinkende Sonne gießt purpurnen Wein.
Ein Trinken und Träumen weit und breit.
Mit hängenden Segeln säumt die Zeit.
Die tagüber spielten, der Wind und der Sand,
sind eingeschlafen auf rosigem Strand.
Und auch alle Wellen, die wollen zur Ruh –
und trippeln wie Lämmer dem Strande zu.
Und wie du gewandert und was du gewagt,
und wie du gejubelt und wie du geklagt –
Will alles wie Welle und Wind verwehn,
wird alles ein stilles Nachhausegehn! – —

Nehrungsfrieden

Buntspiegelnd schläft des Haffes weite Fläche;
Traumschiffe schweben seltsam ob der Flut.
Wir schauen stumm, daß nichts den Zauber breche,
der über Wassern, Land und Dünen ruht.

Du schaust mich an, als wolltest du mich fragen:
"Was war es dort, das uns so laut erfüllt?"
Ich lächle nur – Ich wüßte nichts zu sagen;
mir ward die Welt ein fern verschimmernd Bild.

Kurische Nehrung

Haff, Himmel und Meer
umarmen ein Land,
weltabgewandt,
sein Werden war schwer.

Doch es kann köstlich sein.
Friede und Traum in Buchten wohnen.
Und es kann qualvoll schrei'n
aus durchstürmten Kiefernkrone.

Ewig bedroht,
ringt hier das Leben mit rauhen Gewalten,
flüchtet vorm Tod,
um sich dann wieder verjüngt zu gestalten.

Seestimmen klagen –
Dann wieder Schweigen um Birken und Tann –
Mit stummen Klagen
starrt der urige Elch dich an.

Masurischer Abend

Nun sinkst du, schönes Gestirn. –
Wo sind jene Tage?
Der raubende Sturm hat in klagenden Wäldern gehaust;
lang weinte der Himmel auf Wiesen und fruchtendes Land,
und zornig ans Ufer stieß schäumende Wellen der See.

Vergangen das alles, als wäre es niemals gewesen. –
Die waldigen Hügel rötet der kupfrige Schein
der Sonne im Abend . . .,
der ruhigen Sonne, die hoch über Wolken und Winden,
hoch über dem Schicksal friedevoll wandernd und leuchtend,
das grünende Leben erhält auf der wechselnden Bahn.

In Abendröten

Das kleine Stranddorf lag im Abendscheinen.
Wir schritten müde hin durch gelben Sand.
Das Labkraut duftete von stillen Rainen,
Die Rosen leuchteten in deiner Hand.
Die Birken standen wie vermummte Nonnen
umflort von Abendnebeln in der Schlucht –
Da goß noch einmal tief vom Meer die Sonne
den letzten Purpur über Strand und Bucht.
Still lag die Flut – Wir standen glutumflossen
und staunten aufwärts zu der Wolken Brand
und sah'n auf goldgezäumten Feuerrossen
die alten Götter reiten tief ins Land.

In der Dämmerung

Nun nahm mich die Dämm'ung gefangen,
die Stunde im sterbenden Licht.
Von bläulichen Schleiern umhangen
zerfließt eines Tages Gesicht.
Die strengen Gestalten entschweben,
an die sich mein Sorgen verlor –
Da wagt sich versunkenes Leben
aus schimmernden Gründen empor.
Ich glaube den Atem zu spüren
von Wesen, die einst mir gesellt,
verspätete Worte verlieren
sich leis in die heutige Welt.
Was damals durch wartende Pforte
sich nicht in mein Leben gewagt:
Der Liebe versöhnende Worte
geleiten mich tröstlich zur Nacht.

Des Lebens Melodie

In blauer Nacht der Rätselgruß der Sterne,
im Sommerglanz das tausendfache Blühn.
Und Winde treiben Wolken in die Ferne,
und keiner weiß wozu, woher, wohin.
Ein rastlos Wandern ist's, ein Winken, Rufen
und wieder Still-in-sich-Versunkensein.
Knie nieder auf des Weltentempels Stufen,
ergeben in dies wechselvolle Sein.
Und klage nicht, daß man nur Tod erwand're
und dies allein das Ziel der Wandermüh'.
Hier welkt das eine – und dort blüht das andre ...
Ein Auf und Ab: des Lebens Melodie.

Sehnsucht nach Masuren

Dein sanftes Licht durchheilt die bittren Fernen
und bringt mir Bild und Gruß zum engsten Raum.
Dein leises Sehnen ist wie Ruf von Sternen,
ich muß ihm nach und wandre wie im Traum.
Da blaut ein See, von buntem Land umhügelt,
ein schmaler Kahn am schilf'gen Ufer ruht,
und eine silberseelige Wolke spiegelt
verloren schwebend sich in glatter Flut ...
Bist du noch da? – Ich wandre schon viel Meilen,
und tausend Vögeln trug ich auf mein Wort,
und alle eilten, es dir mitzuteilen,
eh dieses schönsten Sommers Pracht verdorrt.

Die Sense

Die Jahre verrauschten wie Wind verrauscht;
sie rissen vom Herzen mir viel.
Ich habe mein Träumen mit Wachen vertauscht,
und über mein Haupt wehts kühl.
Und wieder nun seh ich den Sommer erblühn,
Holunder und Rosen in Flor.
Aufleuchtet ein Bild vor dem leidmüden Sinn:
ein Glück, das ich lang schon verlor:
Buntblühender Garten umfriedet ein Haus,
zwei Pappeln vor offener Tür.
Die liebste Gestalt tritt langsam heraus,
ihr liebfrohes Lächeln gilt mir.
Du liebstes Gesicht, das ich nimmer vergaß,
nun bist du mir wieder so nah ...
Da blitzt eine Sense durchs blühende Gras
und mahnt, was uns beiden geschah — —

Du spielst mir Beethoven

Geliebtes Kind, du gabst mir viel.
Wirbt deiner Hände tönend Spiel
vergeblich auch vor meinen Ohren:
Mitschwingend leuchtet mir dein Blick
und weckt in mir ein singend Glück;
dein Klingen geht mir nicht verloren.
Du spieltest hingegeben ganz.
Ich sah, wie deines Wesens Glanz
lichtselig sich dem Liede einte.
Aus deinen Augen in mich drang
des tauben Meisters Seelenklang,
daß ich, von ihm durchflutet, weinte.



Walter Scheffler beim Schachspiel in Hamburg.

Unverloren

Was du besessen, was dich einst umfing,
 o meine nicht, daß es dir ganz verging.
 Spürst du nicht noch der Heimatwiese Duft?
 Ein Vogel singt in goldner Abendluft,
 Ein Gäßlein träumt, ein Haus, ein traulich Zimmer –
 Es mag gestürzt sein, doch gestorben nimmer!
 Erfäßt und der Vergänglichkeit entrafte
 von deiner Seele stiller Künstlerkraft,
 erhoben in ein wundersames Licht.
 blüht es dir weiter, leuchtet dir und spricht
 mit sonnigem Lächeln und verträumtem Blick
 von jener Tage märchenholdem Glück . . .

Scheint dir dein Herz, dein Weg, die ganze Welt
 am trüben Tag mit Schatten nur umstellt,
 dann flüchte dich aus grauem Nebeltal
 zu deiner Seele reichem Bildersaal.

Samländers Heimweh

Über die blauenden Berge
 wandert mein Blick.
 Heimat dort in der Ferne,
 dürft' ich zu dir zurück!
 Mußt' wieder wandern,
 weiter nur von dir fort;
 find keinen andern,
 liebieren Ort:
 Wo bis zum Küstenrand
 golden der Weizen reift,
 weit über blaue See
 das Auge schweift,
 dort stand mein Haus.

Schön sind die deutschen Lande
 wohl überall,
 Fänd' nur, was mich bewegt,
 Herzen zum Widerhall!
 Weiß hier doch keiner,
 wie es dem Menschen tut,
 wenn ihm genommen
 der Heimat Gut.
 Herz, das an buntem Tag
 müde zu schlafen scheint –
 wieder wie krankes Kind
 wacht's auf und weint,
 Mutter, nach dir!

Dort, wo die Sterne steigen

Dort, wo die Sterne steigen,
 da liegt mein Heimatland.
 Ihm gab ich mich zu eigen,
 aus ihm ward ich verbannt.

Ach, wer es je gesehen,
 vergißt es nimmermehr,
 den Glanz der blauen Seen,
 die Wälder und das Meer.

Und wer in ihm geboren,
 vermißt es allerwärts.
 Du bist mir nicht verloren,
 mein Land, dich hält mein Herz!

